



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Tyroler und ihre Geschichtsschreibung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Tyroler und ihre Geschichtschreibung.

Der Mann von Rim (Joseph Speckbacher) und die Kriegereignisse in Tyrol 1809.

Nach historischen Quellen bearbeitet v. Joh. Eg. Mayr. Innsbruck 1851.

Um im Volke allen Hochmuth niederzuhalten, hat man ihm bekanntlich in der guten alten Zeit zu Wien nicht gern erlaubt, seine Geschichte selbst zu schreiben, am wenigsten seine neuere. Ein ordentlicher Mensch wenigstens, der seine Zeit zu schätzen wußte, konnte sicher nicht viel Lust empfinden, die Früchte seiner Forschung dem kaiserlichen Censuramt zu unterbreiten, und wer im Auslande etwas drucken ließ, verfiel in eine Strafe, die selbst den Wohlhabenden zurückschrecken konnte. Das war unter Anderm auch eine Ursache, daß die Tyroler ihr Anno Neun über ein Menschenalter brach liegen lassen. Speckbacher, der Achilles und Odysseus in diesem einjährigen Kampfe, fand keinen tyrolischen Homer, so wenig als der Sandwirth. Nur Herr v. Hormayr schrieb einmal einen officiellen Bericht über sich und das große Jahr, im schwarzgelben halbkomischen Epos, voll Anhänglichkeit an das Haus Habsburg, das er aber, nachdem er bayrischer Diplomat geworden, in die Landesfarben seiner neuen Heimath travestirte, wol um zu zeigen, wie verschieden sich dieselbe Sache auffassen lasse.

Später trug zwar auch ein friedliebender Justizbeamter sine ira et studio zusammen, was er aus öffentlichen Documenten, aus den Tagebüchern der Führer, aus mündlichen Erzählungen schöpfen konnte. Er schrieb aber nur für sich und für die Tyroler, nicht für's Publicum. Es gehört zu den archaischen Zuständen Tyrols, daß es dort, wie zu den Zeiten des Thucydides und des Tacitus, eine Literatur giebt, die nur im Manuscripte lebt. Wohlhabende Patrioten lassen sich solche Handschriften abschreiben, und weisen sie mit einigem Stolz dem Gaste. Auch Hermann v. Gilm's geharnischte Sonnette gegen die Jesuiten in Tyrol laufen nur in Abschriften herum. Jenes heimliche Werk über den Tyrolerkrieg soll übrigens sehr wahrheitsgetreu und gründlich sein. Auch die historischen Skizzen, welche J. J. Staffler in seinem topographischen Handbuche über Tyrol und Vorarlberg an den betreffenden Orten anhängt, sind sehr genau und verläßlig.

Welcher Freiheit sich jetzt die östreichische Olio erfreue, kann man im Auslande nicht recht wissen — Der Eifer, die Wahrheit zu sagen, möchte ihr, als Mäzerrungenschaft, leicht gefährlich werden, und vielleicht sind ihre schönsten Tage schon vorbei. In einem solchen Falle hätten die Tyroler, scheint es, einen einladenden Moment für die Pflege der Historiographie ihres Heldenzeitalters verstreichen lassen, wenn ihnen überhaupt daran liegt, auf diesem kleinen Punkte ihre Kraft zu sammeln.

Vielleicht hat aber auch der Gegenstand sein Interesse verloren. Der Profit aus dem Kriege für Gott, Kaiser und Vaterland war sehr gering, der Schaden sehr bedeutend, und die Helden selber, als man sie nachher im Frieden wieder sah, nahmen sich nicht zum besten aus. Als die k. k. Landrichter und Adjuncten wieder auf ihren Schreibstühlen saßen, lehrten sie die „Rebeller“ in kurzer Zeit, eben so demüthig zu sein, als die anderen Unterthanen. Vielen davon ging es schlecht — manchen sagte man nach, sie hätten schon zuvor sich nimmer helfen können, und nur deswegen mitgethan. Mancher berühmte Mann, der mit der Feder nicht vorwärts konnte, kroch in ein bescheidenes Dienstchen unter, oder beschloß seine Tage als verschämter Armer. Es war auch eine ganz andere Zeit gekommen, ein anderes Geschlecht herangewachsen. Der Kaiser ließ sich nicht mehr gern daran erinnern, daß er einmal selbst ein Insurgent gewesen; die jüngeren Bauern wollten nicht recht einsehen, warum ihre Väter für die „Herren“ ihre Höfe hatten verbrennen lassen; die Studirten murrten über die Pfaffenwirthschaft, über die untauglichen Landesgouverneure, die immer unter geistlicher Curatel standen, über das imbecille Ständewesen, über den ganzen lichtscheuen, kümmerlichen, zopfigen Quark. Die letzten drei Jahre haben an dieser Stimmung auch nichts gebessert, vielmehr sie schlimmer gemacht. In Tyrol hat man von der großen Bewegung der letzten Jahre auch ein wenig mehr erwartet, als sie bis jetzt gebracht hat. Fürchten doch Manche, es werde selbst noch die von Franz I. schon übel zugerichtete Landesverfassung in Trümmer gehen, für die man doch Anno Neun allererst gekämpft. Und überdies ist jetzt alles baare Geld dahin, und der Schweiß des Angesichts, mit dem der Bauer sein Brod verdient, verkehrt sich in liederliche Papiersegen, von denen man kaum weiß, was sie heute werth sind, viel weniger morgen. O, was klingt stolzer und herrlicher, als so ein tüchtiger Wurf bayrischer Thaler, wie ihn oft die glücklichen Fremden über die Wirthstische hinschleudern! Wie würdig muß das Leben sein in jenen Ländern, wo solch edle Werthzeichen noch im täglichen Verkehr sind! Das wäre, meint man, alles anders, wenn sich der Sandwirth von dem Herrn von Hormayr nicht so erbärmlich hätte foppen lassen. — Indessen, wenn der Sandwirth hätte wissen können, wie es nachher kam, hätte er sich wol seinen frühen Tod erspart, hätte ruhig die Fürsten würfeln lassen über sein theures Vaterland; er hätte auf seine Revolutionsbefugniß, die ihm selbst nach Bluntschli's neuestem Staatsrecht S. 703

nicht ganz abzuspochen ist, verzichtet, seine Steuern und Abgaben bezahlt, und sich über seine Unberühmtheit mit dem Spruche getröstet, den ihm ein tyroler Student in sein Denkbuch auf dem Sandwirthshause einschrieb, nämlich:

Lieber leben ungenannt,

Als wie sterben weltbekannt.

Als zur napoleonischen Zeit die kleinen deutschen Reichsländchen, die Fürstenthümer, Grafschaften, die freien Städte und Abteien in den unaufhörlichen Friedensschlüssen wie die Weberschiffchen hin und her schwirten, waren die am besten daran, am glücklichsten, die sich da zufrieden fühlten, wo sie der letzte Tauschhandel hingeschleudert. Es ist scheinbar nichts Kleines, in einem Decennium fünf oder sechs mal einen verschiedenen Patriotismus aus- und einzuhängen, aber die deutsche Natur hat's doch ehrlich überstanden — es ist jetzt schon Styl, daß der Sohn „angestammte Fürstenhäuser“ nennt, die sein Vater nur als landfremde, weit entlegene Potentaten kannte. —

Indessen, das war nicht zu ändern, soll auch kein Vorwurf sein. Wer zufrieden ist mit dem, was er hat, kommt nie weiter, und „Mehr zu wollen, ist der Ausgangspunkt, um mehr zu werden“. Die Waare wurde ohnedem nicht befragt, hätte auch keine Antwort gegeben, denn sie hatte keine Stimme. Die Tyroler hatten zwar eine Stimme, aber man hörte sie nicht. Während sich die Andern geduldig hin und herschieben ließen, und jede Besitzveränderung mit Freudenböllern beschossen, betrachteten diese weltunkundigen Aelpler das Geschäftchen, das der Kaiser Napoleon mit dem König von Bayern gemacht hatte, wie eine res inter alios acta. Der gute May versprach auch im Anfang, daß an der Verfassung kein Jota geändert werden sollte, später kam es ihm anders an, und er hob sie auf. Als diese alte und etwas brüchige Einrichtung auf dem Spiele stand, fanden sie die Tyroler erst recht liebenswerth. Die Priester, vielfach mißhandelt, predigten vom Untergange des Christenthums, welches die Bayern ausrotten wollten. Auch vieles andere Neue schien merträglich. Die Augurn, die den Tyrolern den Bögelflug deuteten, sagten selbst, der liebe Gott sei mit ihnen einverstanden. Die bayrischen Beamten wirkten ebenfalls energisch mit durch ihre alberne Aufklärung und ihre officielle Niederlichkeit: So ging's also los.

Revolutionen müssen gelingen, sonst haben sie von der unparteiischen Geschichte keine Anerkennung zu erwarten. Die des Sandwirths mißlang, und wird jetzt verspottet. Dem tyroler Historiker, der sie feiern will, giebt Niemand Recht. Kaiser Franz hat den „strategischen Versuch“ desavouirt, der König von Bayern hat ihn nie anerkannt, die Tyroler halten ihn für eine Dummheit. Die Begeisterung fühlt sich da oft so verlassen, wie ein armer Gamsenjäger, der sich im Hochgebirge vergangen hat, und von einem Felsengrat nicht mehr herunterkommen kann, wo ihm das Brod ausgeht! Kommt ja selbst das leichte Schifflein der Poesie nicht unbeschädigt über alle diese Sandbänke hinweg, wovon Immermann,

wie Berthold Auerbach, obgleich so verschieden in ihren Zielen, sprechende Beispiele sind.

Aber der tyroler Ausruf hat doch eine ziemliche Anzahl ehrsamere Bauersleute zu ruhmreichen Kriegshelden umgeboren, und es fehlt nicht an einzelnen sehr anziehenden Charakteren. Diese darf man die Ungunst ihres Unternehmens nicht entgelten lassen. Der Lebenslauf, die Verrichtungen eines tüchtigen Mannes haben zu allen Zeiten einen verlässigen Bericht verdient. Die Geschichte wirft sich daher auf die Einzelnen, und stellt die Auserwählten biographisch dar. Uningenommen für ihre Zwecke schildert sie doch mit Wärme ihre Thaten.

Fast zu gleicher Zeit sind zwei Tyroler, ohne von einander zu wissen, mit Lebensbeschreibungen der beiden Dioskuren von Anno Neun hervorgetreten. Beda Weber giebt in seinem Buche über das Thal Passeyer (Zinsbruck in der Wagner'schen Buchhandlung 1852) eine biographische Skizze Andreas Hofers; Johann Georg Mayr tritt im selben Herbst mit einer Lebensbeschreibung Speckbacher's hervor.

Johann Georg Mayr ist ein neuer Name in der deutschen Literatur, und es scheint daher nicht überflüssig zu sagen, woher dieser Schriftsteller stammt. Er ist zu Brizlegg bei Rattenberg im Jahre 1800 geboren, der jüngste Sohn eines fröhlichen Tyrolerbauern, der mit Handschuhen im Reich herumwanderte, und dabei gelegentlich die Bekanntschaft des Königs Max von Bayern machte, der ihn gern in seiner Hofburg sah. Es war eine alte Sitte der bayrischen Churfürsten, daß sie zu ihrer Ergözzlichkeit sich sogenannte Hofstyroler als Hausfreunde hielten, die alle Jahre ein Paar Mal mit neuen Handschuhen zusprachen, und dann zur Tafel gezogen wurden, wobei sie die höchsten Herrschaften duzten, und durch ihre offene Biederkeit Lachen erregen mußten. Als Urban Mayr einst erfuhr, daß der König auf der Reise nach Mailand an seinem Hause vorüberkommen würde, nahm er sich ein Herz heraus, und lud den Landesvater zum Frühstück auf Speckknödel ein. Vater Max ließ sich die Einladung gefallen, stieg auf dem Wege nach Mailand zu Brizlegg sammt seiner Königin und den Kindern aus dem Wagen, und genoß mit Dankbarkeit die Speckknödel und den Kelterer-Wein seines tyrolischen Gastfreundes. Persönlich war der alte Max überhaupt nicht unbeliebt in dem neuerworbenen Lande. „Wenn nur seine Schreiber besser wären!“ sagten die Bauern. —

Urban Mayr's jüngster Sohn war also Johann Georg Mayr, welcher schon, wie er uns in einer Note S. 330 erzählt, von Jugend auf viele Neigung zur Kunst, Topographie, Geschichte und Poesie an den Tag legte. Er brachte es bis zum Inspector der Kupferstichsection im topographischen Bureau zu München. Er hat schon mehr als einen Ruf ins Ausland abgelehnt, und wird solche Anträge immer ablehnen, „um in seinem Pflegvaterlande Bayern nach Kräften fortzuwirken, und in der Nähe seiner Heimath zu sein, die er mit besonderer tyrolischer Anhänglichkeit liebt.“

So ist der Schriftsteller demnach mit freundlichen Banden an beide Länder gebunden; geboren in Tyrol hat er seines Lebens Aufgabe und Ziel in Bayern gefunden. Nicht zu verwundern, daß er mit mildem Sinne nach beiden Seiten die historische Gerechtigkeit verwaltest, daß ihm die Schrecknisse des Krieges gleich sehr zu Herzen gehen, ob sie die Tyroler treffen oder die Bayern. Unter der Hand haben sich die beiden streitenden Parteien freilich auch schon längst versöhnt. Die Tyroler kommen schon seit vielen Jahren zu Hunderten heraus, und arbeiten in den bayrischen Ernten oder in den bayrischen Hochwäldern; viele Beamte, denen das damalige bayerische Wesen besser gefiel, als das österreichische, blieben den neuen Farben getreu; mancher ehrbare Handwerksmann hat in bayerischen Städten eine Frau und einen eigenen Herd gefunden. Andererseits ist das schöne Land Tyrol die große Sommerfrische für die bayerischen Honoratoren geworden — man findet sie in dichten Haufen bei der Traubencur in Meran und in den tyrolischen Bädern; sie wandern über die tyrolischen Gletscher und schlafen in den tyrolischen Sennhütten. Ueberall werden sie freundlich aufgenommen, und die nachbarliche Feindseligkeit, die im übrigen Deutschland so viel von sich reden macht, scheint zwischen diesen beiden Ländern ganz entschlafen zu sein.

J. G. Mayr bringt nun diese Versöhnung gewissermaßen vor's große Publikum; sein Buch ist, wenn es dessen noch bedurfte, auch eine Ehrenrettung für die Bayern. Die alberne blinde Zuchtlosigkeit der bayerischen Bureaukratie vor dem Jahre 1809 muß er zwar auch verurtheilen, allein dem bayerischen Heldenthum bei den Felschlachten und in den gräßlichen Desfiléenkämpfen am Inn und am Eisack läßt er seine Ehre. Gutmüthig, wie er ist, theilt er nach allen Seiten gern freundliches Lob aus. Waren ja doch fast alle bekannteren Familien Bayerns in jenem Kriege durch ihre Angehörigen vertreten, und mancher damalige Lieutenant lebt jetzt noch in hohen Würden. „Todesmüthig, Löwenkühn“ läßt er die Krieger mit einander kämpfen, und wenn er ins Feuer kommt, wird er so freigebig mit schönen, rühmenden Wörtern, daß der Styl beinahe etwas flezig wird, und fast zu sehr an die brillant verworrene Diction des Herrn von Hornmayr erinnert. Namentlich kommt auch Erzherzog Johann nicht ohne Aufmerksamkeit durch, und ihm zu Liebe heißt ja das Buch: der Mann von Rinn, weil nämlich jener Prinz in einem schönen Augenblicke gefühlvoller Erinnerung den Helden also benannt. Etwas abweichend von der gewöhnlichen Praxis der Geschichtsschreiber ist es auch, wenn der Verfasser poetische Citate in seine Erzählung reichlich vertheilt, so daß oft mitten in einer Tyrolerschlacht Don Carlos oder Wilhelm Tell zu sprechen anfängt. Eine nicht ganz unbedenkliche Concession für die Gegenwart will es uns ferner bedünken, daß der Geschichtsschreiber seinem Haupthelden so gut wie den anderen einen deutschen Sinn unterlegt. Dieser scheint nur sehr latent vorhanden gewesen, und den Handelnden kaum je zum klaren Bewußtsein geworden zu sein. So notorisch es eigentlich ist, daß Tyroler und

Bayern nicht bloß einem Volke, nämlich dem deutschen, sondern einem und demselben bayerischen Stamme angehören, so ist doch in allen Reden und Schriften der damaligen Zeit nicht ein Wort darüber zu finden. Oestreichisch und bayrisch waren damals so feindselige Gegensätze, wie jetzt deutsch und russisch.

Sprechen wir indessen nicht allein vom Verfasser, sondern auch von seinem Helden und Landsmann.

Joseph Speckbacher also war am 13. Juli 1767 im Gnadenwald bei Hall geboren, in jenem schönen, duftigen Wald, den uns Lentner in seinen Berggeschichten neuerdings so lieblich geschildert. Sein Vater war Bauer; sein Großvater hatte sich schon im Jahre 1703 ausgezeichnet, als die Tyroler den Churfürsten Max Emanuel mit gewaffneter Hand aus dem Lande trieben. Der Großvater konnte dem kleinen Enkel noch selbst von seinen Kriegsthaten erzählen, und dieser soll zur Heimgartenszeit seinen Erzählungen mit Wonne gelauscht haben.

Als Jüngling war der Seppel ein wilder Abenteurer, kam oft Tage lang nicht nach Hause, entsagte jedem stäten Aufenthalt, fürchtete, nur von seinem Hunde begleitet, im Karwendelgebirge herum, schlief in Felsenhöhlen und spielte auf der Gamsenjagd hundert Male muthwillig um sein Leben. Einmal erlegte er auch für sich allein einen großen Raubbären, und zog damit triumphirend vor Gericht, wo er die ausgesprochene Belohnung erhielt. Auf Scheibenschießen war er der beste Schütze, auf den Kirchweihen der erste Käufer — weit und breit kein Bauernbüschel so berühmt wie er.

In diesen Tagen seiner Jugend trug sich's aber zu, daß er bei einem Kirchweihfeste zu Lans, einem lustigen Dorfe des Innsbrucker Mittelgebirges, ein Mädchen kennen lernte aus der Gemeinde Rinn, welches urplötzlich „einen so tiefen Eindruck auf sein wildes Herz machte, daß er, von der ersten Liebe Zauber macht ergriffen, sich alsbald vornahm, sein regelloses Leben zu ändern, und diese schöne tugendhafte Jungfrau, welche auch noch überdies mit einem nicht unansehnlichen Vermögen ausgestattet war, zu verdienen und zu heirathen.“ So hing denn Seppel seine Büchse an die Wand, verdingte sich als Holzarbeiter in die Saline zu Hall, lag seinem Geschäfte mit Eifer ob, ging fleißig in die Kirche, die er auf dem Karwendelgebirg am Sonntag nicht immer zur Hand gehabt, und lernte sogar noch lesen und schreiben, was er früher über eitel Jägerei auch versäumt hatte.

Durch solche Besserung gewann er zum Herzen der Tochter auch allmählich die Neigung der Mutter, die den wilden, arbeitscheuen Seppel früher streng von dem Hofe gewiesen hatte, und im Jahre 1794 „schmückte der Brautkranz die schöne Marie und der Rosmarin Speckbacher's herrliche Männer-Gestalt.“ Der Sohn der Wildniß trat nun aber die Verwaltung des erheiratheten Hofes mit solchem Eifer an, und führte sie zu so allgemeiner Zufriedenheit, daß er zwei Jahre darauf einstimmig zum Mitgliede des dortigen Gemeinde-Ausschusses gewählt wurde.

Im Jahre 1797, als die Franzosen unter Jaubert von Süden her verheerend in Tyrol eingebrochen, zog Speckbacher zum ersten Male als Landesvertheidiger aus, und stand auf dem Berge bei Meransen im Gefechte. In den Jahren 1800 und 1805 war er abermals beim Landsturm.

Um diese Zeit auf einem Pferdemarkt zu Sterzing sah Speckbacher zum ersten Male den Passeyerer Sandwirth, Andreas Hofer, und lernte ihn bei einem Krug Wein auch etwas näher kennen. Beide waren damals gleich alt, 37 Jahre, und träumten noch nicht, was sie bald darnach mit einander für Heldenthaten ausführen würden.

Im Frühjahr 1808, als König Max, wie oben erzählt, zu Urban Mayr kam, und in feierlichem Zuge gegen Innsbruck weiter fuhr, stand Speckbacher an der Spitze seiner Gemeinde auf der Brücke bei Bolders und begrüßte seinen gnädigen Fürsten.

Im Vorming 1809 kam aber der Sandwirth, der in diplomatischen Geschäften zu Wien gewesen war, mit Speckbacher in Hall zusammen, und sagte diesem und dem Kronen-Wirth Joseph Straub, was er unten beim Kaiser gehört hatte. Sie schlugen ihren Rath, und gaben das Geheimniß weiter an die vertrauten Wirthe im Innthale.

Im Aprilmond sollte es losgehen. Tausende wußten bald von dem, was kommen sollte, aber wunderbarer Weise wurde den Bayern nicht ein verlässiges Wort zugetragen.

Am 7. April erhielt Speckbacher von dem Sandwirth die Botschaft: es sei Zeit. Jetzt wurden die verabredeten Signale ausgeführt und Hornayrs Proclamation verbreitet. Am 8. schwamm ein von den Verschworenen in den Inn geworfenes Bret mit einem kleinen rothen Fähnlein den Innuß hinab, um die Dörfer an den beiden Ufern und die aufgestellten Wächter zu benachrichtigen.

Auf mehreren Bergspitzen des Innthals loderten in der Nacht des 9. Flammenzeichen (Kreiden-Feuer) auf. Ferner warf man Blut, Mehl und Sägespäne in die Wellen des Inns, damit diese verabredeten Zeichen den Landvertheidigern des untern Innthals die Botschaft brächten: „es sei Zeit.“

Am 12. April überrumpelte Speckbacher das schlecht besetzte Hall, und am nämlichen Tage zogen die Oberinthalser Bauern in Innsbruck ein.

Von diesem Tage an bis zum letzten Verglimmen des Krieges in Tyrol war Speckbacher fast überall dabei, wo geschlagen wurde, fast überall siegreich. Die anziehenden Einzelheiten in dem Buche zu verfolgen, wollen wir aber dem geneigten Leser überlassen.

In den letzten Zeiten im Herbst, als von allen Seiten die Gewitter aufzogen, stand Speckbacher mit einem kleinen Häuflein bei Melleck in der Gegend von Reichenhall. Sein Herz war trübe und er ahnte, daß alles Blut umsonst geflossen. Der Waffenstillstand von Znaim war am 12. Juni geschlossen worden,

aber während man die zerschmetterte Armee von Oestreich dem Feinde sorgsam aus den Augen zog, ließ man den Tyrolern aus dem kaiserlichen Hauptquartier vermelden: das Heer der Erzherzoge rücke siegreich an der Donau herauf, und Napoleon fliehe bereits, auf allen Seiten geschlagen, über den Rhein. Der Capuciner Haspinger verfolgte mit fanatischer Wuth alle kaltblütigen Leute, die daran nicht glauben wollten. Gegen Ende Septembers kamen auch wirklich drei tyrolische Häuptlinge, die früher auf die Nachricht von dem Znaimer Waffenstillstand sich nach Oestreich geflüchtet hatten, aus dem kaiserlichen Hoflager nach Innsbruck, und überreichten dem Sandwirth als Zeichen kaiserlicher Gnade eine goldene Kette und drei tausend Stück Ducaten in Gold, das Einzige, was bisher aus Oestreich geflossen war. Auch ein kaiserliches Schreiben stellten sie dem Obercommandanten zu Händen, worin er zum fernern Widerstande aufgefordert wurde. An diesen Gaben hängt Hofer's Tod zu Mantua — ohne diesen letzten feierlichen Zuspruch hätte der Sandwirth seine Waffen niedergelegt. Uebrigens wußte man damals nirgends besser als im kaiserlichen Hauptquartier, daß Alles verloren war. Man meinte nur, wenn das Kriegesfeuer in Tyrol noch etwas länger unterhalten würde, möchte es vielleicht nicht ungünstig auf die Friedensunterhandlungen wirken. Napoleon hatte aber jetzt 50,000 Mann zur Verfügung, und schickte sie von drei Seiten ins Herz von Tyrol.

Mitte October griffen die Bayern bei Melleck an, schlugen die Tyroler und nahmen Speckbacher's Sohn, den tapfern Anderl, gefangen. Er selbst, der Vater, konnte mit genauer Noth entkommen, und hatte sein Leben lang an einem Kolbenstoß zu leiden, den er damals im Gewühl erhielt.

Am 19. October verkündete der Kanonendonner auf der ganzen bayerischen Heerlinie im Innthal den zu Wien am 14. October abgeschlossenen Frieden. Die Tyroler glaubten aber nicht daran, weil sie erst vierzehn Tage vorher von dem Kaiser die Nachricht erhalten hatten, daß der Krieg von Neuem losbrechen.

Endlich am 29. October erschien im Wirthshause am Schönberg, in welches Hofer gern sein Hauptquartier verlegte, der Freiherr von Lichtenthurn als Courier aus dem kaiserlichen Hauptquartiere zu Reztshely in Ungarn. Das war die erste officielle Nachricht, daß der Friede geschlossen worden sei; die Tyroler möchten nun Ruhe halten und sich nicht mehr zwecklos aufopfern.

Hofer wollte die Echtheit der Botschaft nicht anerkennen, denn der Brief war nicht gestegelt. „Bringt's Sigill“ — rief er zweifelnd aus, — „nachher will ich glauben — so aber ist Alles Lug und Trug.“ Als der Freiherr von Lichtenthurn, von Jugend auf epileptisch, sein Schreiben übergeben, befahl ihn plötzlich seine Krankheit; er stürzte mit einem furchtbaren Schrei in der Stube zusammen, und lag winselnd auf dem Boden.

Die Umstehenden hielten dies für den Finger Gottes, der den Lügner auf der That bestraft habe.

Doch gelang es noch am nämlichen Abende etlichen besonnenen Männern, den Sandwirth von der Wahrheit jener Nachricht zu überzeugen; er stellte alle seine Schreiber an, und ließ allen Häuptlingen den Frieden verkünden. Hosfer nahm sich selber vor, andern Tags den Kronprinzen von Bayern, der ihn schon einmal hatte einladen lassen, in Hall zu besuchen. Schon waren vor dem Wirthshause am Schönberg die bekannten vier Schimmel angespannt, eine Kriegsbeute der Tyroler, die sie dem bayerischen Obersten von Gypfen abgenommen, damals Hosfer's Leibgespann — als der Capuciner Happinger wüthend daher eilte, und den Entschluß des Sandwirths zu Boden predigte.

Wie es mit dem Sandwirth weiter ging, ist bekannt.

Speckbacher erhielt erst am 6. November eine Friedensnachricht, der er glauben mochte. Er entließ seine Mannschaft, und stieg als Flüchtling ins Gebirge, um seine Familie aufzusuchen, die schon früher den Hof zu Ninn verlassen hatte. In einer eingeschneiten Alpenhütte, hoch oben im Gebirge, fand er sein Weib und seine Kinder. Hier übergab ihm jene ein Schreiben des Generals Duroy, welches die angenehme Nachricht enthielt, daß Anderl, sein Sohn, nach München gebracht, dort vom König herzlich aufgenommen worden sei, und jetzt in einer Erziehungsanstalt Lateinisch lerne.

Er selbst, der Vater, war von dem General auch zu einer Unterredung eingeladen, allein aus Mißtrauen wagte er nicht zu folgen. Kurze Zeit darauf empfing er in seiner Bergeswüste auch ein Schreiben Hosfer's, in dem ihn der von allen Seiten betrogene Unglücksmann abermals zum Kampf aufbot. — Speckbacher ließ sich nochmals hinreißen, und schrieb wieder Briefe an seine Vertrauten, bis er schon nach wenigen Tagen einsah, daß Alles rettungslos verloren sei. Aber von da an war ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und er durfte sich keiner Gnade mehr getrösten. Er eilte wieder, getrennt von seiner Familie, höher hinauf, lebte allein in Sennhütten, die der Schnee vergraben hatte, in Felsenhöhlen, die vor und nachher Niemand erklimmen hat. Hin und wieder wagte er sich auch in ein Bauernhaus, wenn ihn der Hunger nicht mehr rasten ließ. Nebenbei hatte er an dem Melleckerstoß zu leiden, und an etlichen anderen Wunden. Wo er seinen Fuß hinsetzte, waren ihm die Bayern auf der Ferse. „Ohne Obdach, leicht gekleidet, ganz allein in der schaurigen Schneewüste, wo überall Erstarrung und der Tod herrschte, wo die Sonne, um jene Zeit nur selten durch dichte Nebel und knisterndes Tannengestrüpp dringend, einen leichten Hauch von Wärme verbreitete, was der Verlassene nicht einmal durch Feuer ersetzen konnte, weil auch der verrätherische Rauch auf seine Spur hätte führen können, so von eisigen Winden und schauernollen Schneestürmen durchschauert, irrte er wie ein wildes Thier siebzehn Tage herum. Vier Tage blieb er auf jenen erstarrten, mit des Winters Reichentuch bedeckten Höhen ganz ohne Nahrung!“

In dieser Wüstenei fand er einmal im Schneegestöber auch seine Frau mit Grenzboten. IV. 1851.

den Kindern wieder, die tiefer unten sich nicht mehr sicher fühlten, und ausgegangen waren, Mann und Vater zu suchen. Er brachte sie zu einem befreundeten Bauer, wo sie sich längere Zeit aufhielten, die Frau angeblich als Hausdirne, die Kinder als des Bauern eigenes Erzeugniß.

Darauf ging er wieder in die Höhe, und nahm in einer verschneiten Höhle seine Zuflucht. Als er von da aus im Mitte März einst Reifsg sammeln ging, ergriff ihn eine Lawine, nahm ihn mit sich und zerbrach ihm das Hüftbein. Unter den wildesten Schmerzen schleppte er sich zu seinem Freunde, auf dem Voldererberge, der ihn gastlich aufnahm, und durch eine andere treue Seele verbinden ließ. In der nächsten Nacht trugen sie ihn auf öden Seitenpfaden nach seinem Hof zu Rinn und luden ihn im Stalle ab. Kam sein Knecht, Joseph Zoppl, beim Hahnschrei in den Stall, und fand seinen todtbleichen Herrn. Der kluge Knecht gab zu verstehen, daß die Streifwachen der Bayern noch täglich auf den Hof kämen, und grub ihm im Stall ein schmales Grab. Der Herr legte sich weltentsagend hinein, der Knecht deckte ihn mit Brettern zu, und breitete über diese Kuhmist aus. Frau und Kinder, die unterdessen wieder in ihrer Heimath eingezogen waren, hatten keine Ahnung, wer in ihrem Stall begraben lag. Eben so wenig die bayrischen Cinquartierungen, die fast täglich auf dem Hofe übernachteten.

In dieser Grube, von seinem Knechte Zoppl mit Ammenorgfalt verpflegt, hielt Speckbacher fast sechs Wochen aus; die Kleider faulten ihm zwar zuletzt am Leibe, aber seine Wunden und Brüche heilten leidlich zusammen.

In den ersten Tagen des Mai nahm er Abschied von seinen Lieben, lud sich etliche Pfund Fleisch und einiges Brod auf, und ging über die Jöcher nach Dux, von da ins hintere Zillertal, dann weiter über die Gerlas ins Pringgau, nach Steyermark und zuletzt nach Wien, wo er Ende Mai ankam. So lange er in Feindes Land war, getraute er sich nicht, menschliche Wohnungen zu betreten. Schlafen konnte er sehr wenig; wenn er sich auf den nackten Erdboden hinstreckte, zwang ihn die Kälte auf solchen Höhen, bald wieder aufzubrechen. Dabei war seine Phantastie so fieberisch aufgereggt, daß ihn selbst im kurzen Schlafe kriegerische Traumgestalten verfolgten. Dergleichen Phantastiegebilde sollen bei dem erschreckten Volke in Tyrol nach dem Aufstand vielfältig vorgekommen sein. Heiligenbilder sollen geweint, Crucifixe an Kreuzwegen mit den Augen gewinkt haben; abgeblühte Lilien und Sträußer erhoben frisch ihre Kelche, wenn Waisen und Wittwen auf dem Schlachtfelde entschlummerter Landesvertheidiger sich inbrünstig vor den Madonnen niederwarfen. Auf unzugänglichen Felsen versicherte man Gewieher gehört zu haben. Aus Mörtern und Haiden streckten zerfleischte Arme und krallenartige Finger sich dem schauernden Wanderer entgegen. Den alten Kaiserthurm zu Ruffstein wollte man mehrmals in Flammen sehen. In dem blutgetränkten Friedhofe zu Wiltau meinte man blaue Flämmchen auf den

Gräbern der erschlagenen Tyroler erblickt zu haben. Im Thal Passeyer hörte man schweren Kanonendonner oft an Tagen, wo weit und breit Niemand einen Schuß abließ.

Dieses halbe Jahr aus Speckbachers Leben hat zuerst Bartholdi in seinem „Kriege der Tyroler Landsleute“ nach Erzählungen, die jener zu Wien gegeben, dem deutschen Vaterlande mitgetheilt. Wunderbar, wie der Bericht lautet, ging er bald auch in englische und französische Bücher über. Die Tyroler, die ihn dort lasen, wollten ihn selbst nicht mehr glauben. Ich erinnere mich wenigstens, wie ich vor manchem Jahre im Tyrolerboten eine Anzeige las, sehr gereizt geschrieben, worin sich der junge Recensent über ein ausländisches Buch erbotte, welches wortgetreu, aber ohne die Quelle zu nennen, die Bartholdi'sche Erzählung gab. Recensent fand es sehr betrübend, daß unberufene Ausländer die Tyroler derlei erlogene Abenteuer bestehen ließen. Gubernialrath Voglfanger, der gewissenhafte Mann, beschämte ihn später dadurch, daß er alle diese Abenteuer wieder in die Skizze aufnahm, die er selbst von Speckbacher's Leben niederschrieb. J. G. Mayr will seine Erzählung aus dem Munde des Mannes selbst vernommen haben. Uebrigens haben Andere nicht viel weniger ausgestanden, nur ist es nicht so im Einzelnen bekannt geworden. Auch der unselige Kolb, der am Ende des Aufstandes eine so wahnsinnige Rolle gespielt, lag mit seinem Sohne sechs Wochen in einer Alpenhöhle des Gaisenthales. Joachim Haspinger war neun Monate lang bei einem Freunde verborgen, bis er sich nach Oestreich retten konnte.

Der Kaiser zu Wien soll seinen Helden mit ungemainer Huld empfangen haben; er verlieh ihm eine goldene Medaille und ein Landgut in Ungarn, im Temeswarer Banat. Die flüchtigen Tyroler sollten sich überhaupt dort unten in Ungarn ansiedeln, und eine säuberliche Niederlassung herstellen. Als Speckbacher aber an Ort und Stelle kam, das niedrige trockene Land und das walachische Volk, seine künftigen Nachbarn, betrachtete, wollte ihm das ungarische Bauernwesen sehr wenig gefallen. Er schrieb gleichwol an seine Frau, ob sie kommen wolle; sie antwortete, sie könne ihr liebes Heimathland nicht verlassen.*)

Da gab auch er diesen ungarischen Trödel auf.

Bald darauf kaufte er sich ein Gütchen in einem Dorfe bei Wien, wobei er aber den Kaufpreis zum größten Theile schuldig bleiben mußte. Nun schrieb er auch wieder seiner Frau, und die Speckbacherin kam wirklich zu ihm, konnte es aber vor Heimweh nicht aushalten, und zog wieder nach Tyrol. Auf der

*) Uebrigens weiß ich doch wirklich nicht, ob solche Briefe als echt gegeben werden sollten, da doch jeder vernünftige Leser sieht, daß sie von dem angeblichen Brieffsteller oder der angeblichen Brieffstellerin unmöglich geschrieben sein können, dagegen höchst wahrscheinlich vom Herrn Pfarrer, Herrn Adjunct, Herrn Doctor herrühren. Die juridische Regel quod subscripsi scripsi kann doch da unmöglich gelten.

Heimreise wurde sie übrigens von der bayerischen Polizei in Salzburg aufgegriffen und nach München geschickt, wo sie dreizehn Wochen im Taschenthurm sitzen mußte, ohne zu wissen warum.

Ihr Sohn Anderl war zur selben Zeit, fast als königlicher Günstling, noch in derselben Stadt, und, wie oben bemerkt, in einer Erziehungsanstalt.

Speckbacher konnte aber das Gut in dem Dorf bei Wien nicht halten, und war bald gezwungen, es mit vielem Schaden zu verkaufen. Er gerieth dadurch in so mißliche Umstände, daß er seine goldene Medaille versetzen mußte, ja zuletzt verrichtete er in Wien die gemeinsten Tagelöhnerarbeiten, um sich seines Lebens Nothdurft zu erhalten. Er soll dabei während des Holzhackens oft über die Dankbarkeit nachgedacht haben, welche die Herren dieser Erde Denen zollen, die sich für sie geopfert — ein Thema, welchem zu Liebe bekanntlich Berthold Auerbach seinen Andreas Hofer geschrieben hat.

Indessen kam auch wieder die Zeit, wo man den Helden benutzen konnte. Man hatte 1813 in Wien zum zweiten Male den Plan gefaßt, die Tyroler aufzurufen, und eine strategische Diverston zu versuchen. So steckten sie den Mann von Rinn in eine Jägeruniform, gaben ihm den Majorstitel, und sandten ihn in seine Heimath, wo er wegelagernd, abenteuernd sich bald da bald dort erblicken ließ. Diese alberne Hezerei vom Jahre 1813 steht aber in Tyrol in so üblem Geruche, daß die Betheiligung daran selbst auf Speckbacher's Namen einen Flecken warf. Die Tyroler hatten alle Lust zu einem Volkskriege verloren, und beslegten ihren Helden, wenn er sich am unrechten Orte zeigte, mit Spott und derben Schimpfnamen. Als er nichts ausrichtete, wurde er auch von Wien aus desavouirt; die bayerischen Behörden setzten einen Preis von tausend Gulden auf seinen Kopf. —

Am 8. October schloß Bayern zu Rind das Bündniß mit Oestreich, und somit wäre denn einstweilen alle Ursache zu neuen tyrolischen Händeln gehoben gewesen; allein wie die hiedern Landleute immer zu spät erfuhren, was mit ihnen vorgegangen, so kam es auch dieses Mal, daß noch am neblichten Morgen des 10. Decembers eine aufständische Kotte unter kaiserlicher Fahne die schwache Garnison von Innsbruck, die wegen des abgeschlossenen Bundes an keinen Unfrieden mehr dachte, überfiel und zum Weichen nöthigte.

Im Pariser Vertrag vom 30. Mai 1814 fiel Tyrol und Vorarlberg wieder an Oestreich zurück, und so hatte Speckbacher denn auch den Tag erlebt, wo er sein Vaterland, sein Haus in Ehren wiedersehen, seine Frau und seine Kinder wieder am eigenen Herde umarmen konnte. So bezog er denn wieder seinen Hof zu Rinn und lebte etliche Jahre als schlichter Bauer. Der Kaiser verlieh ihm zum zweiten Male eine goldene Medaille, die ihm in der althehrwürdigen Pfarrkirche zu Schwaz um den Hals gehängt wurde. Zu gleicher Zeit wurde ihm eine jährliche Gnadengabe von 1000 Gulden ausgesetzt. Um diese Zeit er-

hielt er auch seinen Sohn wieder zurück, der sechs Jahre lang zu München seinen Studien obgelegen hatte.

Speckbacher konnte indessen der Segnungen des Friedens nicht recht froh werden — er war brechhaften Leibes und hatte viel zu tragen an den Wunden und Stößen, die er erhalten, an den Nachwirkungen jener Leiden, die er ausgestanden. Er gab die Banernwirthschaft auf, und zog nach Hall in die Stadt. In der Stadtlust wurde aber sein Siechthum immer ärger; wie sein Leib, brach jezt auch sein Geist; er wurde grämlich und trübsinnig. Manche meinen, es habe ihn schwermüthig gemacht, daß von den schönen Verheißungen, die für sein Vaterland in der Zeit der Noth ergangen waren, jezt im Frieden so wenig zur Geltung kamen.

Mit Anfang des Jahres 1820 wurde er immer leidender, und am 28. März dieses Jahres ist er zu Hall im Jnthal in den Armen seines Weibes verschieden.

Anderel, sein Sohn, war mit schönen Anlagen begabt, und ging zum Bergwesen, starb aber schon 1834 als Verwalter am Hüttenamte zu Irnbach. Er hatte ein Münchener Fräulein von vieler Bildung geheirathet, deren Vater auch ein Tyroler gewesen. Sie lebt noch zur Zeit mit zwei liebenswürdigen Töchtern zu Schwaz im schönen Jnthal.

D e u t s c h e R o m a n e .

Die Bagabunden. Roman in vier Bänden von Karl von Holtei. Breslau, Trewendt und Granier. 1852.

Der Altmeister schlesischer Poeten hat uns mit einem Romane erfreut, in dem er den reichen Schatz seiner Erfahrungen aufgeschlossen und einen ganzen großen Kreis von Anschauungen und Erlebnissen verarbeitet hat, welche den Leser amüßren und in Verwunderung setzen, weil sie ihn in eine ganz fremde Welt einführen, in das Leben der zahlreichen Menschenklasse, welche dem Publicum für Geld Kunststücke producirt. Theater und modernes Virtuositenthum sind nur bei- läufig in ihren größten Talenten, Ludwig Devrient und Paganini, erwähnt, aber Alles, was sonst auf Märkten und Messen, in Sälen und Vorstadtbudn, in Stadt und Dorf die eigenen oder anderer Creaturen Merkwürdigkeit zur Schau trägt, tritt der Reihe nach auf: Riese und Zwerg, Bauchredner, Puppenspieler, Wachsfigurenhändler, Menageriebesitzer, Seiltänzer, Luftschiffer, Kunstreiter, Eskimo, Tanzmeister, Kameeltreiber, falscher Spieler, Canarienvogelabrichter u. s. w.; eine